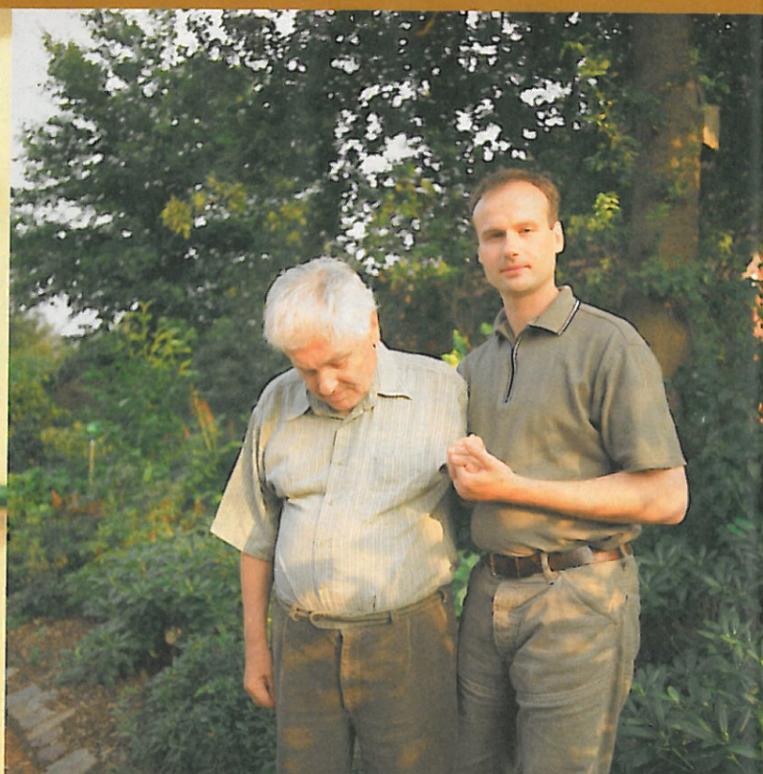


ente Menschen sind ehrlich und überaus sensibel. haben ein unbestechliches Gespür für Echtheit. hören, sehen und kommunizieren allein den Emotionen, gleichsam als Ausgleich für nachlassende Gedächtnis



FOTOS: THOREN

Gottvergessen

Ich brauche nicht zu reden, damit du mich hörst ... Seelsorge mit dementen Menschen heißt im Haus Schwansen in Rieseby Seelenpflege. Das Recht auf Zuwendung. Bis zuletzt

Von Doris Weber

Sie sehen. Ein flammendes Licht, das zwingt fast die Augen, dorthin zu schauen. Sie hören. Eine leise, sanfte Melodie. Sie riechen. Den Duft eines Parfüms aus frühen Zeiten. Sie schmecken. Den Saft der Trauben. Wir versuchen alle ihre Sinne anzusprechen. Und dann merkt man plötzlich ganz kleine Veränderungen. Man kann jetzt nicht sagen, auf einmal strahlen sie, aber wenn wir ihnen die Hände einreiben mit Öl, dann spürt man, wie sie einen festhalten. «

Es ist Mittwoch, 15 Uhr, im *Haus Schwansen* in Rieseby bei Flensburg. Reinhilde Eichhorn und Andrea Allei bereiten die Taizé-Andacht vor. Dreißig Kerzen flackern in kleinen Gläsern. Bunte Tücher und Bilder in leuchtenden Farben schmücken den Raum. Draußen weht ein eisiger Wind, drinnen ist es warm und gemütlich. In einer Stunde beginnt auf der *Insel* eine Feierstunde – wie jeden ersten Mittwoch im Monat. Insel – so heißt im Haus Schwansen die Station für die Demenzkranken im fortgeschrittenen Stadium. Es ist die Insel der stillen Menschen. Verstummt liegen sie mit geschlossenen oder auch weit aufgerissenen Augen im Rollstuhl. Regungslos. Die Hände ineinander verkrampft. Wie alt sie sind? Sie wissen es nicht. Wer sie sind, wer sie einmal waren? Keine Erinnerung. Irgendwann mit 70, 75, 80 Jahren oder später ist das Archiv im Kopf mit ihren gesammelten Lebensdaten in Unordnung geraten, weigerte sich das Gehirn, weitere, aktuelle Informationen zu speichern. Zuerst verloren sie die Namen, dann die Zahlen, dann die Zeit. Und später die gesamte Gegenwart. Jetzt sind sie anderswo, auf der Insel im Haus Schwansen. Dort leben sie in leiser Abwesenheit. Manche von ihnen haben schon seit Jahren kein Wort mehr gesprochen, dennoch sind sie Reinhilde Eichhorn sehr vertraut.

»Wir kennen unsere Bewohner gut und bemerken bei ihnen winzige Kleinigkeiten, ob nun ein Augenlid zuckt oder ob jemand ein Lächeln versucht. Das sieht ein Mensch von außen gar nicht. Wir sind dankbar für jedes Zeichen, und wenn es nur Sekunden dauert. Es geht manchmal nur ums Spüren. Wir machen das seit mehr als fünfzehn Jahren, und wir würden es längst nicht mehr machen, wenn wir nicht wüssten, es tut sich etwas.«

Das Haus Schwansen in Rieseby ist spezialisiert auf die Pflege und Betreuung dementer Menschen. Seinen Namen entlieh das Alten- und Pflegeheim der Landschaft Schwansen in Schleswig-Holstein zwischen der Schlei und der Ostsee. Als bundesweit anerkannte Modellein-

richtung wird es von der Bundesregierung gefördert. Das Haus Schwansen ist ein schönes Haus. Eingerichtet mit Bauernmöbeln aus hellem Naturholz, strahlt es freundliche Ruhe aus, eine wohltuende Langsamkeit. Geprägt ist die Atmosphäre von einer Grundhaltung der Akzeptanz und Wertschätzung. Die Heimleiterin Christine Petersen achtet sehr darauf, dass auch die religiösen Gefühle der Bewohner respektiert werden. »Wir fragen schon bei der Aufnahme danach, welchen Glauben sie haben und was ihnen in ihrem Leben wichtig war, und wir versuchen, diese Glaubenswünsche zu unterstützen. Unser Pastor kommt einmal im Monat in unser Haus, das ist ein ganz besonderer Tag. Der Pastor trägt einen Talar, es wird ein Altar aufgebaut und ein Gottesdienst abgehalten. Die Bewohner erinnern sich dann, wie es früher war, als sie in die Kirche gegangen sind. Und sie singen sehr gern. Musik ist etwas, das ganz lange im Gedächtnis bleibt, und die Texte der alten Kirchenlieder sind einfach da. Und mit der Erinnerung kommen auch die Gefühle.«

Religion ist ein Grundbedürfnis des Menschen, ein tiefer, innerer Wunsch, sagt Pflegedienstleiter Alfred Borgers. Und je nachdem, in welchem Stadium sich der Demenzkranke befindet, wird er den Weg zu seinen eigenen spirituellen Quellen allein nicht mehr finden. Darum, so Borgers, ist der Patient auf andere angewiesen, die ihn dorthin begleiten, wohin er selbst nicht mehr gehen kann: »Ich glaube, dass Menschen auch in diesem fortgeschrittenen Stadium der Demenz diese Grundbedürfnisse haben, und diese Grundbedürfnisse können sie nur weiter leben, wenn sie von außen her Informationen und Anreize bekommen, die gut für sie sind. Und wir sehen ja auch, dass es ihnen dabei gut geht, sie sind in ihrer Mimik entspannt, die Körperspannung lässt nach, und das, was rüberkommt, was man in Worten so schlecht beschreiben kann, das ist diese bestimmte Atmosphäre, in die das Zusammensein auch gehüllt ist. Ich gehe immer davon aus, dass Menschen, auch in diesem fortgeschrittenen Stadium, ihr religiöses Bedürfnis weiter leben können, wenn man ihnen die Möglichkeit dazu gibt.«

Alfred Borgers nennt diesen spirituellen Umgang mit Demenzkranken »Seelenpflege«, das bedeutet, »dass ich zu ihnen körperlichen Kontakt aufnehme, dass wir ihre Wünsche wahrnehmen und wertschätzen.« Christine Petersen weiß dazu eine schöne Geschichte: »Wir hatten bis vor Kurzem eine Ordensschwester hier im Haus, für die war es ganz wichtig, dass sie jeden Abend betet. Und als sie das nicht mehr allein konnte, haben die Kollegen in der Pflege mit ihr das Abendgebet gesprochen. Es ha-



Christine Petersen



Alfred Borgers



Reinhilde Eichhorn

ben sicherlich Kolleginnen und Kollegen mit ihr gebetet, die sonst nicht beten, aber wir alle wussten, es ist wichtig für diese Frau, dass sie abends, bevor sie einschläft, ihr Abendgebet spricht.«

Seelenpflege. Das ist nicht nur eine Aufgabe für professionelle Seelsorger. Spiritualität im Umgang mit demenzten Menschen durchdringt im Haus Schwansen den gesamten Alltag. Christine Petersen und Alfred Borgers formulierten in den ethischen Richtlinien für das Haus Schwansen unter anderem die Wahrung der Würde, die Anerkennung der Privatheit und die Garantie der Bürger- und Menschenrechte. Dazu gehört auch das Recht auf die Ausübung eines Glaubens, unabhängig von jeder Konfessionszugehörigkeit. Alle Mitarbeiter, ob Schüler, Praktikanten, Küchenhilfen oder Reinigungskräfte, werden auf dieses Konzept eingeschworen. Denn wenn diese wertschätzende Haltung, die den alten, demenzten Menschen entgegengebracht wird, echt ist, wenn sie authentisch wird, sagt Pflegedienstleiter Alfred Borgers, kehrt sie in die eigene Seele zurück. Die Hand, die sich in meiner Hand leise öffnet, macht auch das eigene Herz ein Stück weiter. Seelsorge mit demenzten Menschen ist ein Geben und Nehmen, sie beruht auf Gegenseitigkeit.

»Auf der einen Seite geht es um die Bewohner«, so Alfred Borgers, »auf der anderen Seite geht es auch um die Mitarbeiter. Wenn wir gemeinsam in dieser wertschätzenden Art mit den Menschen in Kontakt treten, dann strahlt dies wiederum auf uns alle aus. Denn jeder Mensch, der sich in diesem fortgeschrittenen Stadium befindet, hat das Recht darauf, dass er in seiner Seele gepflegt wird, dass man ihm Wertschätzung zukommen lässt, dass er nicht in eine Ecke gestellt wird, wo er nicht mehr wahrgenommen wird.«

Das Recht auf Zuwendung. Bis zuletzt. »Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei. Noch Schmerz wird sein, denn das Erste ist vergangen ...« So steht es bei Jesaja 46, Vers 4, und so steht es auch in den Erinnerungsbüchern, die in der Aufenthalts- halle im Haus Schwansen ausliegen. In den le- dergewundenen Fotoalben blättern die alten Menschen, denen die Gegenwart noch nicht ganz verloren gegangen ist, mit Begeisterung. Guck mal hier, tippen sie auf die Todesanzeige, und daneben klebt ein Foto der verstorbenen Heimbewohnerin, und da, das war doch der Erich! Und wer ist das? Im Haus Schwansen geht niemand verloren. Nicht die Lebenden, nicht die Toten und nicht die Erinnerung. Bis zuletzt bleiben die Mitarbeiter mit den Bewohnern verbunden – und noch über die Todesstunde hinaus, berichtet die Heimleiterin Christine Petersen: »Diese Spiritualität, die wir auch in diesem Abschiedsritual miteinander pflegen, trägt meiner Meinung nach zur seelischen Gesundheit von uns Mitarbeitern bei. Wir nehmen uns die Zeit, gehen für etwa zwanzig Minuten aus dem Alltag heraus, widmen uns noch einmal diesem Menschen, schauen ihn an und fragen uns: Wie haben wir ihn erlebt, was haben wir mit ihm erlebt. Und wir sprechen am Bett des Toten, wir singen sein Lieblingslied, das muss kein kirchliches Lied sein, das kann auch ein plattdeutsches Lied sein. Dann beten wir gemeinsam das Vaterunser und es gibt einen Segen

Jeder Mensch, der sich in diesem Stadium befindet, hat auch das Recht darauf, dass er in seiner Seele gepflegt wird



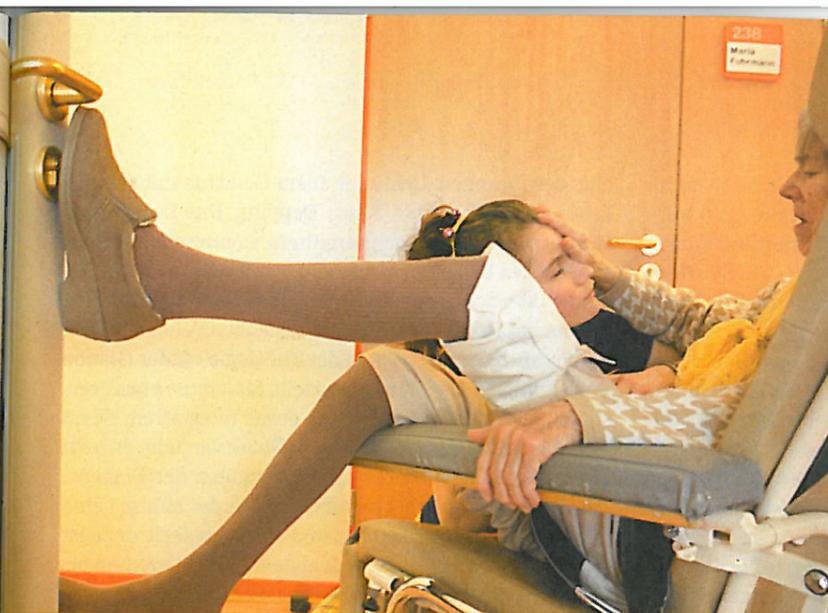
Niemand weiß, was demente Menschen fühlen, was sie denken. Meistens schweigen sie. Wochenlang. Monatlang. Jahrelang. Oder für immer

zum Schluss. Und dann öffnen wir die Tür, und wir können uns wieder mit freiem Herzen den anderen Bewohnern widmen.«

Jörg Michael Schmidt ist evangelischer Gemeindepastor in Rieseby. Einmal im Monat besucht er die demenzkranken Menschen im Haus Schwansen und feiert mit ihnen einen Gottesdienst – und der ist ganz anders als die Sonntags-Gottesdienste in seiner Kirche: »Was mich so sehr beeindruckt, ist, dass die Bewohner, bei denen die Demenz noch nicht so weit vorangeschritten ist, das Glaubensbekenntnis oder bestimmte Psalmlésungen perfekt mitsprechen können. Das ist in ihrer Erinnerung ganz tief verwurzelt, bis in die Kindheit oder Jugendzeit, wo sie diese Stücke einmal auswendig gelernt haben. Alte, bekannte Choräle singen sie mit Begeisterung. Und dann das Bild des Pastors mit dem Talar und dem Bäffchen, da wird ein Teil ihres Lebens wieder lebendig.«

Jörg Michael Schmidt empfindet das Haus Schwansen in Rieseby durchaus als eine »etwas andere Welt«, eine vielleicht auch fremde Welt, aber er möchte jeden »draußen« ermutigen, sich diese Welt anzuschauen und zu sehen, was Menschsein ausmacht. Über seinen Gottesdienst in dieser anderen Welt erzählt er: »Meistens predige ich aus dem Moment heraus. Wenn es draußen anfängt zu schneien, erzähle ich von meinen Kindheits-erinnerungen, als wir im Ostwestfälischen unsere Schlitten rausholten und den Petersberg hoch sind und es genossen haben, den Berg herunterzufahren. Und dann sehen Sie, wie die Köpfe plötzlich nicken und sie an diese Erinnerungen anknüpfen. Oder ein anderes Beispiel: Es ist Frühling, und das Haus Schwansen hat einen wunderschönen Blumenstrauß bereitgestellt hier auf dem kleinen Tischaltar, und ich sage: Ist der nicht herrlich? Duftet der nicht wunderbar? Ich nehme den Strauß in die Hand, gehe durch die Reihen und lasse alle den Duft wahrnehmen. Und alle atmen tief ein, nicken und freuen sich. Und das ist das, was man hier braucht, das Situative.«

Oder, wie es in der Fachsprache heißt: das Validierende. Validierend mit verwirrten Menschen umzugehen heißt, das hinter einer verwirrten Äußerung oder Handlung liegende Gefühl, zum Beispiel Angst, Trauer oder auch Freude, zu erkennen, anzunehmen und wertzü-



Warum soll man sie aus der oft gnädigen Anästhesie der Verwirrtheit, der leisen Abwesenheit, in eine Gegenwart zwingen, in der sie noch nicht einmal sich selbst erkennen?

schätzen. Validieren heißt in der Altenpflege wertschätzen. Verwirrte Äußerungen oder Handlungen werden nicht korrigiert, der Verwirrte wird mit seinen Ausfällen nicht konfrontiert. Seine Gefühle werden angenommen statt weggenommen, weggeredet, abgeschwächt oder gar verspottet. Weil demente Menschen sich in der Gegenwart nicht mehr orientieren können, suchen sie in ihren Erinnerungen Lebensabschnitte auf, in denen sie in ihrem Alltag gut zurechtkamen, in denen sie etwas leisteten, Status und Anerkennung besaßen. Sie ziehen sich in ihre guten alten Zeiten zurück, in ihre Berufstätigkeit oder Elternschaft: »Da war ich eine nützliche Persönlichkeit«, diese Formel bleibt lange gespeichert. Sie knüpfen Verbindungen zu Szenen aus ihrer Vergangenheit, die jetzt auf einmal auftauchen wie Lichtungen im Nebel. Ein Seelsorger, sagt Pastor Jörg Michael Schmidt, muss in seinem Gottesdienst die demenzten Menschen auf diesen Lichtungen im Nebel aufsuchen: »Ich betrachte ihre Handlinien und sage: Wie sind die Hände doch so faltig geworden, und wir haben sie kaum beachtet in unserem Leben. Sie haben so vieles getan, sie haben vielleicht die Kinder gewickelt, sie haben schwere Arbeit verrichten müssen, sie haben vielleicht Steine aus Trümmern hervorgeholt nach dem Krieg. Und dann merke ich, das ist genau das Thema, das sind prägende Erlebnisse, die sofort wieder präsent sind. Die Menschen glauben sich plötzlich in dieser Situation.«

Es ist nicht die Sprache und ihre Grammatik, es ist die Musik der Worte, die das Ohr und die Seele erreicht. Demente Menschen sind ehrlich, überaus sensibel, sie haben ein unbestechliches Gespür für Echtheit, sie hören, sehen, kommunizieren allein mit den Emotionen, gleichsam als Ausgleich für die nachlassende Gedächtnisfähigkeit. Deshalb haben sie ein Recht auf ihre Gefühle, ein Recht auf ihre Wirklichkeit. Warum sollte man ihnen diese einzige Chance nehmen, wenn sie gar keine andere Chance haben? Warum sie aus der oft gnädigen Anästhesie der Verwirrtheit, der leisen Abwesenheit, in eine Gegenwart zwingen, in der sie noch nicht einmal sich selbst erkennen können? Und wer sagt schließlich, fragt Pastor Jörg Michael Schmidt, dass die Maßstäbe in der Welt der Orientierten die einzig richtigen, die einzig humanen sind: »Sie sind glücklich in ihrer Welt, wenn sie in ihrer Abgeschlossenheit, ich sage mal, in der Stufe dessen sind,

dass sie wirklich als voll dement beschrieben werden können. Der Weg dorthin ist mit sehr vielen Krisen verbunden, es läuft über Angst, über Aggression, über Entfremdung. Ein Stück weit von sich wegrücken. Sie sind andere als die, die sie mal waren, und sie werden auch oft anders behandelt, was ich nicht wertschätze. Man muss sie so annehmen, wie sie sind, und das hilft ihnen.«

Denn niemand weiß wirklich, was sie fühlen, was sie denken. Manchmal äußern sie sich, meistens schweigen sie. Wochenlang, monatlang, jahrelang. Oder für immer. Niemand könne in diese Menschen hineinschauen, und darum, warnt Pastor Jörg Schmitt, könne auch niemand behaupten: Da ist nichts mehr: »Es gab hier eine Dame im Haus, die anfangs durchaus in der Lage war, noch ganz viel zu tun. Ich fragte sie, ob sie bereit wäre, den Gottesdienst vorzubereiten, Blumen auf den Altar zu stellen, Liederzettel zu verteilen. Das hat sie eine ganze Zeit gemacht, bis sie es nicht mehr konnte. Sie wurde bettlägerig, und ihr Zustand verschlechterte sich. Sie erkannte mich nicht mehr, sie wusste auch meinen Namen nicht mehr. Wir gingen auf das Osterfest zu, und ich erhielt Ostersonntag einen Anruf aus dem Haus Schwansen. Eine Mitarbeiterin, die sie in dieser Sterbephase begleitete, sagte mir, dass es gut sei, wenn ich noch einmal an ihr Bett kommen würde. Das habe ich getan. Die Augen der Frau waren geschlossen, sie schien zu schlafen. Ich habe mit ihr gesprochen und unter Handauflegung ein Psalmwort gesagt, und in dem Moment berührte sie mich mit der andern Hand. Ich hatte das Gefühl, sie ist jetzt ganz wach, ganz präsent. Da habe ich sie gesegnet. Ich bin dann gegangen, und als ich zu Hause war, war sie friedlich eingeschlafen. Das zeigt mir, wir wissen nicht, was hinter diesem Ganzen ist, das wir nicht verstehen.«

Es ist 16 Uhr. Im Haus Schwansen in Rieseby werden jetzt Reinhilde Eichhorn und Andrea Allei mit den Bewohnern der Insel gemeinsam die Taizé-Andacht feiern. Auch Christine Petersen, die Heimleiterin, ist dabei. Und eine Angehörige, deren Mutter seit Jahren auf der Insel wohnt. Sie erkennt ihre Tochter schon lange nicht mehr, aber die Tochter hofft, wenn sie die Taizé-Lieder singt, dass ihre Stimme, der Klang ihrer Worte vertraute Gefühle in ihrer Mutter wecken: Regungslos liegen die Menschen in ihren Rollstühlen. Manche schauen mit

großen Augen – wie Kinder – in das flackernde Kerzenlicht. Sie lauschen der Musik. Das Öl riecht gut, sanft werden ihnen die Hände massiert, die verkrampften Finger lösen sich aus der Starre, die Fäuste öffnen sich. *Der Herr ist mein Hirte ...* Sie hören. Ob sie verstehen? Eine Tasse mit Traubensaft wird an ihre Lippen geführt. Sie tasten, trinken, schlucken. Hier und da eine winzige Bewegung. Kaum sichtbar. Und ein Lächeln. Ein kleines Lächeln, ein ganz kleines, zartes Lächeln. Es ist sehr warm in dem Raum. Alles ist Gefühl. Nähe. Geborgenheit. Schweigen. Und jeder dieser dementen Menschen ist für sich, auf dieser Insel, die nur sie selbst kennen. Es ist eine eigenartige Andacht. Und eine einzigartige. So dicht, so intensiv, fast unerträglich. Und es gibt keine Worte für das, was ohnehin nicht zu erklären ist. Es bleibt bei einer Erfahrung, einer Gewissheit, dass sich dort, wo scheinbar nichts passiert, oft am meisten ereignet. Beweisen lässt sich auch das nicht.

Reinhilde Eichhorn liest ein Gebet von Jörg Zink:

In dir sein, Gott, / das ist alles [...] Ich lege mich in dich hinein / wie in eine große Hand. / Ich brauche nicht zu reden, / damit du mich hörst. [...] Ich will nicht den Menschen entfliehen / oder ihnen ausweichen. / Den Lärm und die Unrast will ich nicht hassen. / Ich möchte sie in mein Schweigen aufnehmen und für dich bereit sein. / Stellvertretend möchte ich schweigen / für die Eiligen, die Zerstreuten, die Lärmenden. / Stellvertretend für alle, die keine Zeit haben. / Mit allen Sinnen und Gedanken warte ich, bis du da bist. / In dir sein Gott, das ist alles, / was ich erbitte. / Damit habe ich alles erbeten, was ich brauche / für Zeit und Ewigkeit.

Reinhilde Eichhorn liest es stellvertretend für die Demenzkranken. Den Verstummten, so sagt sie, will sie eine Stimme sein. »Sie können uns ja nicht sagen: Oh bitte, ich möchte ... Wir sind dran, ihnen das anzubieten, weil sie nicht fähig sind, es von sich aus zu erbitten, und dann können wir sehen, ob ihnen das Herz, die Seele aufgeht.«

Es ist Aufgabe der Kirche, dafür zu sorgen, dass diese Menschen nicht vergessen werden, fordert Klaus Depping, Pastor der hannoverschen Landeskirche. Seit fast acht Jahren ist Depping zuständig für die Aus- und Weiterbildung in der Altenpflege. Eine gute Seelsorge, das sagt er seinen Schülern immer wieder, kann auch einen dementen Menschen begleiten. Bis zuletzt. Den Satz: »Die merken ja doch nichts mehr«, widerlegt er: »Wir wissen, dass ein Mensch selbst nach dem klinischen Tod, nachdem das Herz stillgestanden ist, noch in der Lage ist, solche akustischen Signale, sprich Musik, wahrzunehmen und Körperkontakt angenehm zu erleben. Das heißt also, den Zustand, dass ein Mensch nicht mehr erlebnisfähig ist, erreicht er sehr spät, und nicht im Leben überhaupt. Wer nicht mehr spricht, ist durchaus noch in der Lage, Sprache wahrzunehmen. Wer nicht mehr sprechen kann, der kann unter Umständen noch singen. Es kommt also darauf an, dass man genau hinsieht, welche Ressourcen noch vorhanden sind, welche Anknüpfungspunkte es gibt. Und es gibt immer welche, selbst wenn das Großhirn seine Funktion weitgehend eingestellt hat. Wenn der Mensch nicht mehr angesprochen wird, wenn man nicht mehr mit ihm kommuniziert, dann stirbt er den sozialen Tod vor dem klinischen Tod.«

Denn es bleibt noch viel, was einen dementen Menschen erreichen kann. Die Musik, die Melodie der Spra-

che, Berührungen, Lyrik, vor allem Gedichte mit den Vokalen A und O, erklärt Klaus Depping. Das Evangelium lässt sich auch dann noch vermitteln, wenn die Inhalte der christlichen Botschaft nicht mehr verstanden werden. Demente Menschen glauben mit allen Sinnen: »Doch es kommt darauf an, was man unter Glauben verstehen will. Bedauerlicherweise wird in der Theologie oft der Glaube mit kognitiven Maßstäben beurteilt. Man muss etwas verstehen, akzeptieren, man muss etwas integrieren. Wenn man Glaube in diesem rationalen Sinne versteht, erlischt er zweifelsohne spätestens im Endstadium der Demenz. Wenn man Glaube aber so versteht, dass der Mensch eine geistige Empfänglichkeit hat, und dies bis zuletzt, dann ist der Glaube etwas, was auch dem dementen Menschen bis zum Ende nicht verloren geht.« Und darum ist der demente Mensch im besten Sinne gottvergessen. Er fühlt seinen Glauben – ohne ihn rational erklären zu können. Klaus Depping: »Er vergisst Gott als Vokabel. Er vergisst ihn aber nicht als eine Sehnsucht nach Geborgenheit. So wie ein ganz kleines Kind Gott ja noch nicht denken kann, wohl aber die Erfahrung von etwas haben kann, das größer ist als ich, bergender als ich, so ist es auch wieder am anderen Ende des Lebens. Der demente Mensch kann Gott nicht mehr denken, wohl aber kann er ihn erleben, er braucht jedoch Bezugspersonen, die ihm diese religiöse Dimension aufzeigen und sie ihn spüren lassen.«

Zurück im Haus Schwansen in Rieseby. Ein alter Mann ist in jeder Taizé-Andacht dabei: Gerhard Müller-Krumwiede, 82 Jahre alt, möchte diese Stunde an jedem ersten Mittwoch im Monat nicht missen: »Für mich sind drei Dinge wichtig. Einmal die Kerzen, die auf diesem kleinen Altar brennen, dann das Singen mit den Textlesungen und schließlich, dass den Menschen die Hände geölt werden. Das ist für mich eine ganz große Hilfe, ein Zuspruch, mir Mut zu machen, hier zu leben, was nicht immer ganz einfach ist.«

Gerhard Müller-Krumwiede bewirtschaftete bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahr als Landwirt einen eigenen Hof, dann studierte er Theologie und wurde evangelischer Gemeindepastor. Er ist Vater von sieben Kindern. Sein Leben und das Leben seiner Frau war reich an Arbeit. Die Kinder, der Hof und später die Pfarrei. Im Alter, das hatten sie sich vorgenommen, wollten sie etwas unternehmen, nur sie beide. Auf Reisen gehen, die Welt kennenlernen. Doch mit Anfang siebzig machte sich seine Frau allein auf den Weg und zog fort in das Land des Vergessens. Nun lebt sie schon seit ein paar Jahren im Haus Schwansen. Gerhard Müller-Krumwiede hat sich eine Wohnung dort gemietet. »Meine Frau«, sagt er, »ist alle Wege an meiner Seite mit mir gegangen, nun gehe ich diesen Weg mit ihr.« Manchmal schaut er seine Frau lange an, und er fragt sich, was sie jetzt denkt. Was fühlt sie? Ob sie ihn noch erkennt? Wie weit ist sie schon in die Vergangenheit zurückgekehrt, und wie viele Erinnerungen an ihn und ihre gemeinsamen Kinder hat ihr Gedächtnis bereits gelöscht? Sie antwortet ihm nicht. Aber er vertraut darauf, dass es gut ist, in ihrer Nähe zu sein. Und dass die Lieder und Gebete, die Ölung und zarten Berührungen im Taizé-Gottesdienst auch ihre Seele erfreuen: »Wir wissen es nicht«, sagt Gerhard Müller-Krumwiede voller Demut, »aber ich finde es gut, dass es gemacht wird. Ohne zu wissen. Man macht es, und Gott kann seinen Segen dazu geben. Wir haben als Menschen nicht darüber zu richten. Wir tun es einfach.«



Das Ehepaar Müller Krumwiede mit Tochter Andrea Allei im Haus Schwansen